

resistance in the districts of Bengal is one of the most vivid chapters. The main hypothesis is that colonial state formation in Bengal was an expression of a wider process of British "fiscal imperialism" – an hypothesis related to the concept of the "military-fiscal state". Hence, he focuses on fiscal dimensions of government and Company policies concerning India, arguing that they have hitherto escaped due attention. Mann remains unconvinced of the die-hard thesis that Bengal was annexed by the British in a fit of "absent-mindedness". Going beyond the examination of views and ambitions of leading individuals he seeks for structural pressures towards imperial expansion. One of these pressures he finds in the growing fiscal hunger of the British State which led to a consistent policy of integrating the Company's commercial and financial operations into a framework of imperial finance and the concomitant urge to establish "undivided sovereignty" in Bengal. He also points out, however, that this process was slow and ridden with inconsistencies: The Company's administration was by no means as "rational", their accountancy standards were not as "scientific" as commonly believed and, most importantly, various social forces (which he subsumes under the term "Bengal agency") set limits to colonial dominance. Mann's copious and valuable study provides interesting leads for further research, pointing out e.g. the importance of the crisis period of the early 1780s. At the same time, it provokes criticism on many counts. One central problem remains that of the characterisation of the early colonial state. Mann tags it variously as "despotic" and "absolutist", while insisting simultaneously that it was no more than a thin institutional layer covering a society the depths of which it could not really "penetrate". But would such a polity be anything more than a phony despotism, a mere caricature of an absolutist state? Or, to pose the question differently, how to explain the alleged structural stagnation of Bengal's rural society in the face of considerable reallocations of resources and exportation of revenue? Mann has placed this old paradox squarely before us, but he has not been able to solve it. Yet some of his own material nourishes the suspicion that the impact of colonial rule on fundamental structures of early colonial Indian society may not have been as insignificant as we still tend to think.

Ravi Ahuja

JOHN MCLEOD, *Sovereignty, Power, Control. Politics in the States of Western India, 1916–1947*. (Brill's Indological Library, Vol. 15). Leiden, Boston, Köln: Brill, 1999. XIV, 307 pages, € 96.00. ISBN 90-04-11343-6

Weniges in der Forschung regt die Diskussion und damit den Erkenntnisprozess mehr an als ein gekonnter akademischer Schlagabtausch. Wenn ein Autor daher schon in der Einleitung den bisherigen Koryphäen auf dem

Gebiet der Geschichte der indischen Fürstenstaatgeschichte bescheinigt, sie hätten die Ziele der Briten, der Fürsten und der Politiker noch nie systematisch untersucht und in Relation zueinander gesetzt (S. 4), wenn er weiter eine so bahnbrechende Interpretation wie Bernard Cohns „Representing Authority in Victorian India“¹ mit einer Fußnote als „highly questionable“ (S. 246) fortwischt und für weitere Argumente auf die unveröffentlichte Fassung seiner Dissertation verweist, so darf man mit Recht gespannt sein.

Der Ansatz, den John McLeod zu Beginn seiner Arbeit skizziert, ist in der Tat vielversprechend. Die Wahl der Western Indian Agency, die 435 Fürstenstaaten umfaßte, als Gegenstand der Untersuchung erlaube es, so der Autor, eine detaillierte Untersuchung der einzelnen Staaten zu verbinden mit der Möglichkeit zur Generalisierung: „Agencies not only provide an ideal field in which to study the interaction of rulers, politicians, and Paramount Power, but were actually its focal point.“ (S. 5) Hätte McLeod diesen Anspruch eingelöst, so wäre die Arbeit zwar nicht bahnbrechend neu – denn dies haben auch die angegriffenen Untersuchungen von Björn Hettne über Mysore, Robin Jeffrey über Travancore und Robert W. Stern über Jaipur auf hohem Niveau geleistet² – aber doch ein solides Stück Historiographie geworden.

Der erste Ausfall ist die Analyse der Politiker, denen McLeod knappe 14 Seiten widmet. Repräsentanten des Volkes mag er sie nicht nennen, denn „there was a long-standing community of interest between the rulers on the one hand, and the cultivators, pastoralists, and service castes that made up the bulk of their subjects, on the other.“ (S. 35). Die selbsternannten Volksvertreter hingegen „were almost invariably drawn from a different and much smaller segment of society, the urban Brahmins and mercantile communities“ (ebd.), ungleich den Fürsten hatten sie keine wirkliche Gemeinschaft mit dem Volk und lebten oftmals gar nicht mehr in seiner Mitte. Das „loyale Volk“ (S. 38), die Fürsten und die Briten waren sich daher in ihrem Ziel einig „to prevent the contagion of Congress from spreading to the states“ (S. 42). Diese Charakterisierung der Politiker ist durchaus quellennah, genau so sahen sie die britischen Beamten des Political Department. Sie konnten damit zwar in ihren eigenen Augen die Fortdauer der fürstlichen und damit auch der kolonialen Herrschaft rechtfertigen, doch verhin-derte diese Legitimation schon damals eine realistische Einschätzung der

¹ Bernard S. Cohn, *Representing Authority in Victorian India*, in: Eric Hobsbawm und Terence Ranger (Hrsg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983, S. 165–209.

² Björn Hettne, *The Political Economy of Indirect Rule: Mysore 1881–1947*, London 1978; Robin Jeffrey, *The Decline of Nayar Dominance: Society and Politics in Travancore, 1847–1908*, London 1976; Robert W. Stern, *The Cat and the Lion: Jaipur State in the British Raj*, Leiden 1988.

politischen Kräfte auf dem Subkontinent. Ihre Übernahme durch den Historiker wird dann bedenklich, wenn er sich von seinem politischen Urteil (das ihm natürlich unbenommen ist) dazu verleiten läßt, einen ganzen Bereich aus seiner Untersuchung auszuklammern.

Eng hiermit zusammenhängend ist der zweite Kritikpunkt, die Darstellung der Fürsten. Entgegen seiner erklärten Absicht geht McLeod auf die Innenpolitik der Staaten nur sporadisch ein – gezeigt werden die Herrscher in ihrer Interaktion mit der Kolonialmacht, so wie sie sich in den britischen Quellen (und in den Erinnerungen ihrer Nachfahren) präsentieren. Zu den Standard-Topoi fürstlicher Herrschaftslegitimation gehörte dabei der Orientalismus, die Darstellung der Fürstenstaaten als das wahre Indien, als das vollkommen Andere, das daher auch mit anderen Maßstäben zu messen sei. Dieses ist der Hintergrund für die Schilderungen der Herrscher als treue Landesväter, die im Gegensatz zu den Politikern ihren Untertanen durch Tradition und Kultur fest verbunden sind und daher die Bedürfnisse der „dumb millions“ besser verstehen und sie besser zu befriedigen wissen als jeder westlich verbildete Politiker. Eine ausgewogene Beurteilung fürstlicher Herrschaft – wie immer sie ausfallen mag – ist diesen Texten schon aus quellenkritischen Gründen kaum zu entnehmen, sondern nur der mühevollen Rekonstruktion der Prozesse unterhalb der Ebene glanzvoller Symbole.

Fraglich ist es auch, ob die Politik der Fürsten den Briten gegenüber wirklich in einem so hohen Maße von ihrem Ehrgefühl, der Sorge um ihre *izzat* bestimmt wurde, wie McLeod postuliert, oder ob nicht Symbol und Symbolisiertes sauber getrennt werden müssen. Gewiß füllen die Verhandlungen über Ehrbezeichnungen und Kanonensalute Bände, aber diese Auszeichnungen wurden doch nicht um ihrer selbst begehrt, sondern weil sie eine fein abgestufte Sprache für die Interventionsmöglichkeiten der Briten waren. Vielversprechender als immer wieder die edle Empfindsamkeit der Fürsten und der Briten für Ehrsymbole zu wiederholen, wäre es, den Brüchen nachzugehen, die auch McLeod andeutet: „Some rulers never showed much interest in the Paramount Power's honour system. In fact, when the British introduced their chivalric honours to princely India, they often met with hostility.“ (S. 252) Es ist bedauerlich, daß diese Chance, Interessenkonflikte und, wo nicht Widerstand, so doch zumindest Widerständigkeit zu erkennen, durch die Erklärung vertan wird, „knighthoods brought the recipients nothing more concrete than silver and silver gilt insignia, which paled in comparison to the jewelled ornaments of gold and the hereditary estates with which Indian rulers had traditionally expressed esteem“ (ebd.).

Eine dritte kritische Anmerkung betrifft das Zustandekommen der Politik der Paramount Power. Hatte McLeod in der Einleitung noch die Agencies als den „focal point“ der Interaktion zwischen Kolonialmacht und Fürsten bezeichnet (S. 5), also lokalen Faktoren in der Formulierung imperialer

Politik einen hohen Stellenwert eingeräumt, beschränkt er sich im Hauptteil darauf, die bekannten Linien der britischen Politik mit Bezug auf die westindischen Fürstenstaaten in großer Ausführlichkeit nachzuzeichnen. Dies bringt zwar eine Fülle neuer Information (etwa über die britische Zollpolitik gegenüber den Küstenstaaten im Gefolge der Round Table Conferences), aber doch kaum neue Erkenntnisse.

Nach wie vor sind die Fürstenstaaten, die doch ein Drittel des indischen Territoriums ausmachten, in der Forschung unterrepräsentiert. Sie machen es dem Forscher nicht leicht, schon aus praktischen Gründen. Gerade die kleineren Staaten waren nur in Ansätzen bürokratisiert, geordnete Aktenablage oft unbekannt. Auch erfolgte die Verwaltung nur in Ausnahmefällen auf Englisch, ohne Sprachkenntnisse ist ein tieferes Eindringen in die Problematik daher so gut wie unmöglich. Dennoch stellen sie ein überaus reizvolles Forschungsfeld dar. Regionalgeschichte erlaubt zwar keine Forschung, die entsprechend der klassischen Definition der Landesgeschichte „unbegrenzt auf begrenztem Raum“ ist; doch kann sie durch die räumliche Beschränkung eine größere Anzahl an Faktoren in ihrer gegenseitigen Bedingtheit untersuchen und dergestalt komplexere Zusammenhänge im Kleinen darstellen als manch großflächige Darstellung. Diese Komplexität aber kann ohne klare Fragestellung und Methodologie nicht bewältigt werden – die These: „the past should not be studied with hindsight“ (S. 284) reicht dazu nicht ganz aus.

Margrit Pernau

DAYA SOMASUNDARAM, *Scarred Minds. The Psychological Impact of War on Sri Lankan Tamils*. New Delhi/Thousand Oaks/London: Sage Publications, 1998. 353 pages, £ 29.99. ISBN 0-7619-9267-7

Over four decades ago, the African doctor and psychiatrist Frantz Fanon published *The Wretched of the Earth*, a study arising out of his experience in treating the psychological disorders of Algerian prisoners and French army personnel after suffering or administering torture. Daya Somasundaram is also a psychiatrist, who, himself an internal refugee, worked both with the victims of torture and some of those inflicting it during the ongoing civil war in the north of Sri Lanka. While Fanon's book is deeply committed and emotional, Somasundaram endeavours to remain clinically detached when discussing the psychological effect of *civil war* on a civilian population. His engagement, however, shows when he deals with the history and roots of the conflict. He was one of the co-authors of *The Broken Palmyra*, an angry account of the war in the north up to the period of IPKF (Indian Peace-Keeping Force) occupation.